

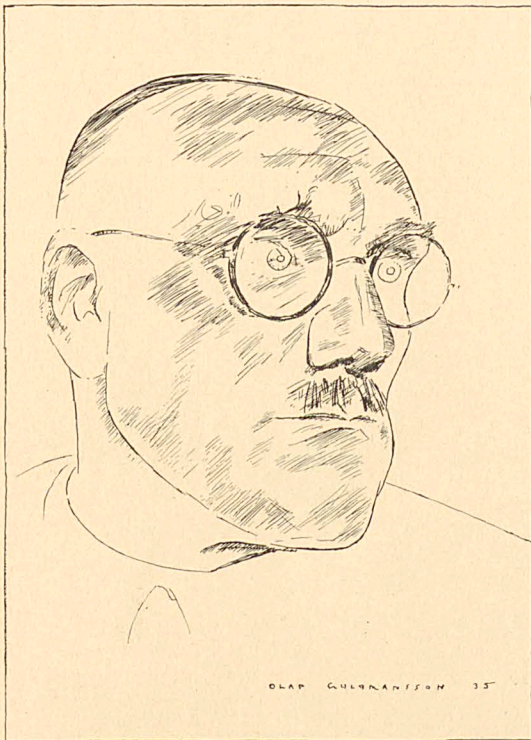
SIMPLICISSIMUS

Das Genfer Konzilium

(E. Thöny)



„Glückliches Abessinien! Du bist dazu ausersehen, dein gutes Blut herzugeben, damit der Völkerbund am Leben erhalten bleibe!“



Ein Traum / Von Paul Heinkel

Ein fahlblaues Licht umfloß mich geisterhaft. Laue Wellen gingen in sanften Strudeln über mich hinweg. Ich plätscherte teilnahmslos dahin. Ein fernes Summen war da wie von Bienen oder Dytiscen. Es roch nach Äther und Mandeln.

„Süßer als der Tod“, dachte ich und sah über mir ein engelhaftes Gesicht, das in bleichem Nebel jählings zerfiel.

Wo war ich?
 War ich auf der Schwelle? Sank ich ins Wesenlose?
 Ich kicherte in mich hinein. „Seit wann kommen dir so geschwollene Phrasen?“ dachte ich.

Das heißt: nicht ich dachte — Es dachte wohl in mir. Oder täuschte ich mich?
 Ich wurde nicht klug daraus!
 Unsicherheit erfaßte mich plötzlich. Eine unsagbare Angst kroch auf mich zu. Nahm Besitz von mir. Ich suchte nach einem Halt. Ergriff eine Hand.

Sie war kalt wie der Tod!
 Mein Gott! War ich nicht mehr? War ich vielleicht nur noch eine blasser Erinnerung meiner selbst?
 Ich schrie! Ich schrie!
 Aber eine Stimme sprach: „Dieser Schrei ist nicht recht verständlich.“

„Wieso nicht verständlich?“ fragte ich zitternd und ergriff abermals die Hand. „Wieso nicht verständlich?“

„Wir haben Sie“, sagte der, der neben mir im ungewissen Dämmerlicht stand, „völlig auseinandergenommen; Ihr Leben in seine Teile zerlegt; es ist nicht ersichtlich, woher Ihr Lebensangst kommt.“

Er sagte es leicht strafenden Tones und sah mich streng und prüfend an.

Aber wenn er es nicht wußte, woher sollte ich es wissen? Vielleicht war jener Schrei nur ein letztes Bedauern gewesen, das über meinen irdischen Resten schwebte. Vielleicht kam er gar nicht von mir. „Viel leicht“, sagte ich dunkel, „schrie das Leben selbst!“

„Die letzte Bemerkung bitte zu den Akten“, sagte die Stimme kalt und nüchtern.

Mich fröstelte. „Mein Gott“, dachte ich bei mir, „was für ein Experiment!“

Aber zugleich erwachte so etwas wie Neugier in mir. Ich wandte mich an den, der neben mir im Dunkel stand und fragte: „Kann ich mich sehen? Kann ich alles sehen, was auf Erden an mir wesentlich war?“

Ich bereute die Frage sofort. Denn die Stimme erwiderte mit einer Eiseskälte, die mich frieren machte: „Wir treiben hier keinen populären Aufklärer, sondern ernsthafte wissenschaftliche Studien.“

Du lieber Himmel! wer trieb hier eigentlich Studien? Wer machte sich an Menschen wie mich zum Studienobjekt zu erniedrigen?

Empörung stieg in mir hoch. Ich war entschlossen, alles zu wagen.

„Gerade dann“, sagte ich — und in meiner Stimme lag schneidende Schärfe — „gerade dann, wenn Sie ernsthafte Studien zu treiben vorgeben, müßte meine Frage Ihr größtes Interesse hervorrufen!“

„Allerdings“, sagte der im Dunkel, und seine Stimme verlor, wie mir schien, etwas von ihrer erhabenen Unnahbarkeit. „Theoretisch ist Ihr ganzes Gehen ein Unding. Denn Sie sind nicht mehr.“

„Sie haben mich in meine Teile zerlegt?“ fragte ich und zwang mich zu einer kühlsachlichen Interessiertheit.

„Gewiß!“

„Was haben Sie“, fragte ich leicht zitternd, „dabei gefunden?“

„Wir haben allerhand gefunden“, sagte er ausweichend.

„Was zum Beispiel?“ fragte ich kühn.

Er antwortete mir nicht.

Statt dessen ward im Dämmerlicht plötzlich eine riesige Phiöle sichtbar. Dichte Schwaden waiten in ihr wolkig durcheinander.

„Ein Teil Ihrer Gefühle“, erklärte eine Stimme.

Ich betrachtete sie lange. Mir war nicht wohl dabei. „Ich hätte sie“, sagte ich endlich etwas bedrückt, „für substanzierter gehalten.“

Er lachte!

Ein sehr unangenehmes, widerwärtiges Lachen, das mich über die Maßen irritierte.

Was berechtigte ihn eigentlich dazu? Meine Gefühle mochten gewesen sein wie sie wollten, auf jeden Fall waren sie echt. Von den erhabenen Gefühlen, die mich mein ganzes Leben lang immer wieder erfüllt hatten, ganz zu schweigen.

„Gerade Ihre erhabenen Gefühle“, sagte er nachsichtig, „habens bei der Analyse miserabel abgeschnitten. Ein Teil davon war überhaupt nicht faßbar.“

Das war denn doch zu stark! Ich gestattete mir ein verzehendes Lächeln. Ich ließ ihn geradezu fühlen, daß gelinde Zweifel in die Brauchbarkeit seiner wissenschaftlichen Methode in mir erwachten.

„Da werden Sie ja auch mit meinen Idealen nicht viel Glück haben“, sagte ich mäßig.

Er seufzte.

„Nun?“ fragte ich übermütig. „Wie steht es damit? Was haben Sie da ausgeknobelt?“

Ich sagte bewußt „ausgeknobelt“.

Statt einer Antwort präsentierte man mir ein Präparat, das, ehrlich gesagt, nicht sehr vorteilhaft aussah. Um ein paar winzige Kerne, die einen frischen und lebendigen Eindruck machten, lagerten sich unheimlich geschwollene, krebsartige Wucherungen.

Ich erschrak! Wie hatten sich die Ideale verändert, mit denen ich einst ins Leben hinausgezogen war! Sie waren zum Teil nicht wieder zu erkennen.

„Die Dinger haben durch ihr gesteigertes Volumen Ihre Wirklichkeitsinn völlig verkümmern lassen, jemals wieder in ein leichtes und nachsichtig und stocherte mit einer Pinzette in der schwammigen Masse herum.“

„Mir wurde beinahe übel.“

„Sehen Sie her, da ist er“, sagte er und zeigte mir ein recht kümmerliches, knorpeliges Gebilde.

„Ich dachte, er sei größer“, stotterte ich verwirrt.

Er legte meine Ideale beiseite und diktierte rückwärts etwas „für die Akten“.

Es war irgendein medizinischer Fachausdruck.

„Wie kannst du“, sagte ich zu mir selbst, „nach dem allen jemals wieder in ein leichtes Verhältnis zu deinen Idealen kommen?“

„Können nicht wenigstens die tollsten Wucherungen beseitigt werden?“ fragte ich müde.

„Ein operativer Eingriff ist bei Ihrer Konstitution so gut wie zwecklos“, antwortete der andere. „Das Zeug würde alsbald weiterwuchern.“

Er hatte „das Zeug“ gesagt!
 Durfte ich dulden, daß er meine Ideale „Zeug“ nannte?
 „Ich gebe zu“, sagte ich scharf, „daß meine Ideale ungesund sind, aber ich würde mich selbst aufgeben, wenn ich sie in dieser Weise herabsetzen ließe. Sie mögen geschwollen sein wie sie wollen —“

(Schluß auf Seite 281)

Die Brücke

Von Anton Schnack

Es war die Brücke, schwarzbestäubt,
Es war die Brücke, pappelblattbelaubt,
Es war die Brücke, mit dem Heiligenhaupt.
Das Wasser floß durch Sinterböden grün,
Es schoß der Hecht darunter raubfischföhl'n,
Wer nachts dort ging, sah Feuerschuppen glüh'n.

Es war die Brücke, regenquäbenäht,
Es lag die Brücke voller Baumgeäst,
Kam Sturmgeheul aus brütendem Südwest.
Das Heu verlor die hohe Bauernfuhr,
Im Staub blieb eine Wagenspur,
Zertreten war die Handwerksburschenschur.

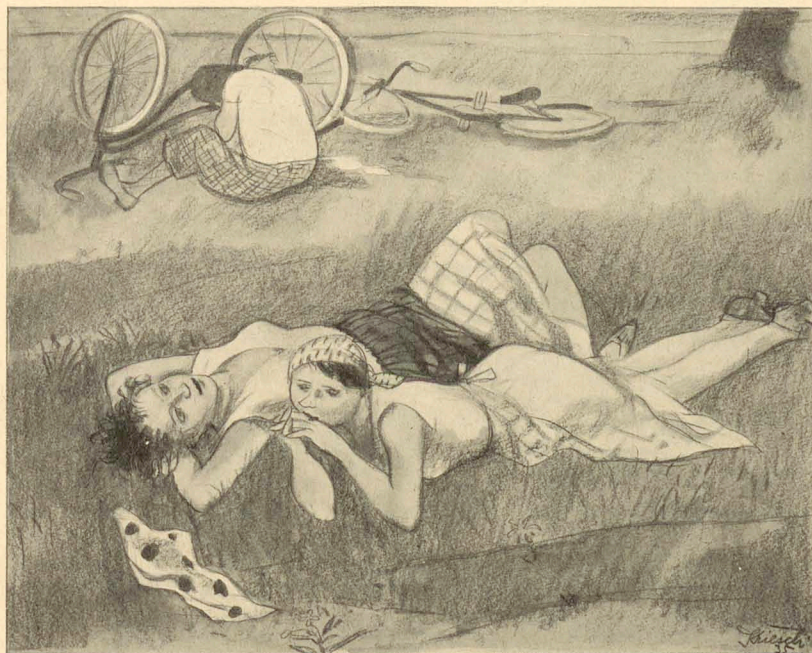
Es war die Brücke, blasenweiß umschäumt,
Von Schilfgewirr und Weidenbusch gesäumt,
Wer hat hier nicht gelegen und geträumt?
Es war die Brücke einer Liebesnot,
Die Herzverstörte sprang in ihren Tod,
Der Spiegel färbte sich im Abendrot.

Es triefte auf sie die Novemberregennacht,
Das triebe Brückenlicht vom Windfloß ausgemacht.
Es hat hier mancher an das Meer gedacht.
In ihrer Mauer war ein Römerstein,
Er war blutrot, verrufen und gemein,
Dervettert war sein Opfertischplatein.

Es war die Brücke, vogelkalfbedeckt,
Die Weidenreife war am Grund verfleckt,
Hochwasserzunge hat sie jedes Jahr beleckt.
Es schattete in ihr ein Mauerripalt,
Von Wassergurgeln muschelschlohl durchschallt,
Die Fledermaus hing in ihm feinverkrallt.

Enttäuschung

(R. Kriesch)



„Das kommt davon, wenn man zu zweit mit 'nem Mann Ausflüge macht! Passiert wirklich was, dann kümmert er sich nur ums Rad!“



„Den größten Erfolg in der ostafrikanischen Kolonisation werde ich haben.“



Ein Traum

(Schluß von Seite 278)

mein ideales Streben bleibt trotzdem unantastbar und deshalb menschlich wertvoll.“

„Mit derartigen Wertungen“, sagte er kühl, „kann hier nicht gearbeitet werden. Wir haben es hier lediglich mit nüchternen Feststellungen zu tun.“

„Nun gut“, antwortete ich, „dann bitte ich rein sachlich die Tugenden zu registrieren, die ich infolge meiner . . .“

Er ließ mich nicht weiterreden. Unterbrach mich in einer ungehobelten und beleidigenden Art. „Die Analyse hat ergeben“, sagte er spitz, „daß funfundeinzig Prozent ihrer sogenannten Tugenden der Abwesenheit jeh-

lichen Temperaments und dem Mangel an passender Gelegenheit zuzuschreiben sind; die übrigen fünf Prozent sind leider durch Moralien zersetzelt und deswegen so gut wie wertlos.“

„Wertlos?“ schrie ich. „was sagen Sie da? Wertlos?“ Ich rang nach Luft, wollte aufspringen. Aber eine kühle Hand drückte mich nieder. Rote Ringe bildeten sich mir vor den Augen. Ein fernes Summen war da wie von Bienen oder Dynamos. Ich hörte noch eine Stimme sagen: „Der nächste Fall bitte!“

Dann erwachte ich. Herrlicher Frühlingssonnenschein erfüllte mein Zimmer. Draußen absolvierten die Vögel ein munteres Kiwit und Trillil. Ich wechselte rasch das Hemd.

eine Chiesa der anderen und ein Palazzo dem nächsten gleichen wie Geschwister, die nur wenige Jahre auseinander sind. Mr. Smith ist so abgekämpft, daß er die Überlegenheit der italienischen Kultur bedingungslos anerkennt und seine eigene kulturelle Minderwertigkeit ohne weiteres zugeht.

Die vielen Kirchen, die immer offen sind und jederzeit besichtigt werden können, die Gondolieri, die mit schlitzenden Kehlaunen und willkürlichen Fermaten „Santa Lucia“ und „Funiculi-Funicula“ singen, die zahllosen Palazzi mit ihren übertrieben prächtigen Balkonen und riesigen Hallen, die zahllosen Kanäle mit ihrem erstaunlich blauen Wasser erwecken in Mr. Smith schließlich den Eindruck, daß Venedig keinesfalls eine menschliche Siedlung, sondern lediglich eine, allerdings großartige Ausstellung ist, die eigens zu dem Zwecke errichtet wurde, traditionslosen Überseern zu imponieren und ihnen die Dollars und Pfunde aus der Tasche zu holen.

Mr. Smith besucht Venedig / Von Heinz Rein

Mr. John Smith aus Sidney besitzt zwar einige hunderttausend Schafe, aber nur ein Dutzend Bücher und steht allen Dingen, die nichts mit Schafschur und Wollexport zu tun haben, mit einer gewissen gutartigen Skepsis gegenüber. Er läßt sie zwar mit einem innerlichen Achselzucken gelten, hat aber keinerlei Beziehungen zu ihnen und auch nicht die Absicht, solche aufzunehmen. Dem Bildungsbedürfnis der Mrs. Mabel Smith steht er ablehnend gegenüber und hat auch nie den Wunsch gehabt, zu reisen, wenn man von geschäftlichen Reisen nach Melbourne und Auckland absieht.

wenn er australischen Slang hört, versucht die Automobilmarken zu erraten und die Namen der Vaporetti zu entziffern. Aber leider hat Mr. Smith in seinen Ferien nur wenig freie Zeit.

Nach einigen Tagen jedoch vermag Mr. Smith sich beim besten Willen kein „Wonderful“ und kein „Very nice“ mehr zu entringen. Er kann die geistige Überfütterung einfach nicht länger ertragen und ist ernstlich gewillt, zur guten, einfachen Hausmanskost zurückzukehren. Er findet — und wird daher als Ketzler verschrien —, daß die Bilder in den Galleries einander ähneln wie sehr nahe Verwandte, und daß

Um so erstaunter ist Mr. Smith, als er eines Morgens in aller Frühe durch die Stadt bummelt und allerlei Individuen begegnet, die zweifellos zu irgendeiner Arbeit gehen, die nicht singen, und aus deren Augen die Müdigkeit noch nicht gewichen ist. Die Männer sind auch nicht romantisch gekleidet, und ihre Bewegungen sind alles andere als lethargisch.

Da Mr. Smith gewohnt ist, allen Dingen auf den Grund zu gehen, hält er einen der Männer an und fragt ihn: „Wo gehen Sie hin?“

Um so verwunderlicher ist es daher, daß es Mrs. Smith doch gelungen ist, ihn zu einer Reise nach Italien zu bewegen, welche von den Messrs. Thos. Cook and Son veranstaltet wird. Mr. Smith wohnt in Danieli und nimmt gewissenhaft und mit gründlichem Ernst an allen Rundfahrten, Besichtigungen und Ausflügen teil, badet am Lido, starrt von der Rialtobrücke in das Wasser des Canale Grande und füttert die unverschämzt zudringlichen Tauben an San Marco, läßt sich willig durch die Accademia di Belli Arti schleifen und bewundert befehlsgemäßen die Campanile und diverse Palazzi, deren Namen er nach fünf Minuten bereits wieder vergessen hat.

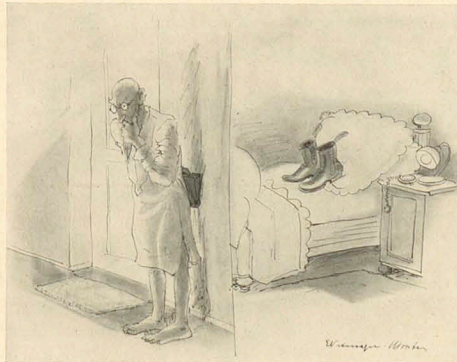
Am wohlsten fühlt sich Mr. Smith, wenn die offiziellen Veranstaltungen beendet sind und die Messrs. Thos. Cook and Son ihm gnädigst die weitere Verfügung über seine Zeit überlassen. Dann setzt er sich in ein Café an irgendeinem Piazza oder, wenn er ganz allein ist, in eine kleine Osteria, besieht sich die Menschen und freut sich,

Der Mann blickt

ihn erstaunt an. „Zur Arbeit, Signore!“

Der Professor auf Reisen

(E. Niemeyer-Moxter)



„Etwas stimmt nicht — — —“

Der Mann blickt ihn erstaunt an. „Zur Arbeit, Signore!“

Mr. Smith ist womöglich noch erstaunter. „Zur Arbeit? Was sind Sie von Beruf?“

„Chemiearbeiter, Signore!“

Andere haben sich zu ihnen gewandt und das Gespräch mitgehört. Mr. Smith will Klarheit haben und fragt weiter: „Und was sind Sie von Beruf?“

„Glaserarbeiter, Signore!“

„Und Sie?“

„Buchhalter, Signore!“

„Und Sie?“

„Elektro-Techniker, Signore!“

Mr. Smith ist fassungslos. Bisher hat er geglaubt, in der Ausstellung Venedig leben nur Hotelangestellte, Cicerones, Gondolieri, Vaporettiführer, Nonzoli und ähnliche Leute, und muß jetzt erfahren, daß es hier die gleichen Berufe gibt wie in Sidney.

Von diesem Tage an befiehlt sich Mr. Smith von der Diktatur der Messrs. Thos. Cook and Son, die fühlbarer ist als die des Signore Mussolini, und begibt sich in Straßen und Häuser, die nicht im Pauschalpreis einbegriffen

sind. Er lernt, daß es in Venedig Maschinenfabriken, Werften, Glasbläsereien, Spinnereien und Webereien gibt, daß abseits vom Fremdenstrom ein fleißiges Volk wohnt, und er sieht seine keineswegs romantischen Wohnungen. Er hört die Leute von ihren täglichen Sorgen sprechen, die überall die gleichen sind, sieht sie mit Centesimi rechnen und sehr eifrig ihre Lohtütten nachprüfen. Der Gondolieri, der auf dem Canale Grande sein schmachtendes Lied singt, ist nichts anderes als ein Taxichauffeur, der hart um seine Existenz kämpft, nur daß er kein Auto, sondern eine Gondel lenkt.

Mr. Smith läßt sich durch den ewig blauen Himmel und das immerwährend plätschernde Wasser nicht mehr täuschen. Er ist nur ein einfacher australischer Geschäftsmann, aber er führt die Dinge auf ihr richtiges Maß zurück. Er lernt, daß das Leben allerorts aus Arbeit besteht und gelebt wird, und daß die Dinge überall gleich und nur ihre äußeren Formen verschieden sind. Und so nimmt Mr. Smith eine tiefere Erkenntnis mit nach Hause, als wenn er mit den Messrs. Thos. Cook and Son noch einige Kirchen und Paläste mehr besucht hätte.

Brennende Liebe

Handlung einer idealen Kalendergeschichte

Von Wilhelm Pleyer

Ein Bursche liebt glühend ein Mädchen, die einzige Tochter eines reichen Besitzers. Er selber ist zur Vorsicht auch reich. Die Liebe wird aber nicht erwidert; vor allem bringt das reiche Mädchen den Gedanken nicht los, der Sohn des geldstrotzenden und geldgierigen Berghofer habe es nur auf ihren Reichtum abgesehen. Das vermindert der Bursche, und da faßt er einen Plan, dessen psychologische Voraussetzungen der Kalendermann balladisch mittels dreier Sternkeln verweigert.

In einer stockfinsternen Nacht geht es „Feuer!! Feuer!!!“ durch das entlegene Bergtal. „Beim Goldleitner brennt’s!“ Der städtliche, jedoch unversicherte Holzbau steht in Flammen. Die Regie klappt. Die Vroni liegt wahrscheinlich bewußlos



IV/12

in ihrer Kammer. Wer ist da und springt in die Flammen? Der junge Berghofer. Er bringt die Vroni aus der Kammer. „Gerettet!“ jubelt alles, da bricht der historische Balken zusammen und haut im letzten Augenblick den jungen Berghofer auf den Schädel. Sternkeln vor seinen Augen, drei Sternkeln im Kalender. Tiefste Bewußtlosigkeit.

Dann ein Bild: das Bett mit dem Nachtkastel auf dem Berghof, wo es wirklich sehr vornehm sein muß; der schwergeschlagene junge Berghofer, und als Pflegerin die Vroni, die hier zugleich ein Obdach gefunden hat. Der junge Berghofer liegt im Sterben. Vroni schluchzt. Jetzt fühlt sie, wie sehr sie ihn schon

immer geliebt hat. Und wie groß muß seine Liebe gewesen sein!

Der weißhaarige Priester erscheint. (Junge Priester kommen ja in Kalendergeschichten für gewöhnlich nur dann vor, wenn sie nicht ganz glücklich in ihrem Stande sind.) Der junge Berghofer beichtet. Lange verweilt der Priester bei ihm. Die Folge ist, daß der Sünder hernach auch der Vroni beichtet. Er hat nämlich den Hof auf der Hoffleite selber angezündet, um der Vroni zeigen zu können, daß er sie auch ohne Reichtum mag, und ihr womöglich das Leben zu retten.

„Das haast 'tan, Peter?!“ schreit die Vroni auf. Ein Sturm der Gefühle schüttelt sie in der Stube umher. Fürs Leben gern tät jetzt der Kalendermann drei Sternkeln setzen, aber es geht beim besten Willen nicht. Da läßt er die Vroni sich kurzerhand an das Bett werfen, daß ihr die Knie-scheiben krachen. Sie ist nämlich überwältigt von so viel Liebe und fühlt sich ob ihres Trotz-schuld an dem tödlichen Unglück. Ein herzerbrechendes Schluchzen über dem stöhnenden jungen Berghofer. Draußen stehen in voller Ungrüblichkeit die Sterne über den Graten und Zinnen. Und drei Sternkeln im Kalender.

Letzter Abschnitt. Hier kommt der Kalendermann, bevor er endgültig zum Schwanz übergeht, noch einmal auf den Kopf zurück. Das Geschlecht der Berghofer hat seit je feste Schädeldecken. Der Ahnl, dem der Peter halt gar so viel nachgeraten ist, hat in einem Steinschlag gehen können wie in einem Malenregen. Und so klübt sich auch unter den flehenden Händen der Vroni Peters Schädel wieder zusammen. Abermals tritt der weißhaarige Priester in Aktion und segnet das städtliche Paar. Soweit es das Beichtgeheimnis erlaubt, fließt dabei ein schelmisches Lächeln um die feierlich rasierten Lippen. Und nach knappen neun Monaten ist seine zitternde Hand in der angenehmen Lage, dem Stammhalter vom Berghof das Taufwasser über die vorderhand noch weiche Schädeldecke zu gießen. Das ist das

Ende

der idealen Kalendergeschichte.

Der gespannte Leser atmet auf und wirft allenfalls noch einen Blick auf das Berghof-Bett mit seinen wechselvollen Schicksalen.

Unlauterer Wettbewerb

(R. Kriesch)



„Sie, Fräulein, tean S' d' Hax'n runter, Sie verstoßen gegen das Werbegesetz!“

(Aus den Simplicissimus-Sammelheften)

Du langweilst dich

bestimmt nicht

bei den soeben in den Handel gekommenen

5 **Simplicissimus-Sammelheften!**

Je 60 S. stark (5 Nummern), geheftet, Preis RM —,60 zuzügl. 30 Pfg. Porto, bei Bezug von 3 Heften und mehr portofrei.

Simplicissimus-Verlag • München 13

Postcheck München 5502 und bei allen Bahnhofsbuchhändlern.

Der Fall Abessinien wird zum Kernpunkt unzähliger Konferenzen. Alle großen Staaten mischen sich ein, geben Ratschläge, machen Vorschläge, verlangen einmal von Abessinien Konzessionen, und dann wieder Konzessionen von Abessinien. Der Kaiser von Abessinien schüttelte auf alle Vorschläge den Kopf. „Ich verstehe Sie nicht, Majestät“, meinte der englische Botschafter. „Wir geben uns alle Mühe, Ihnen zu helfen, was wollen Sie denn eigentlich?“ Der Negus lächelte höflich: „Abessinien, meine Herren“, sagte er.

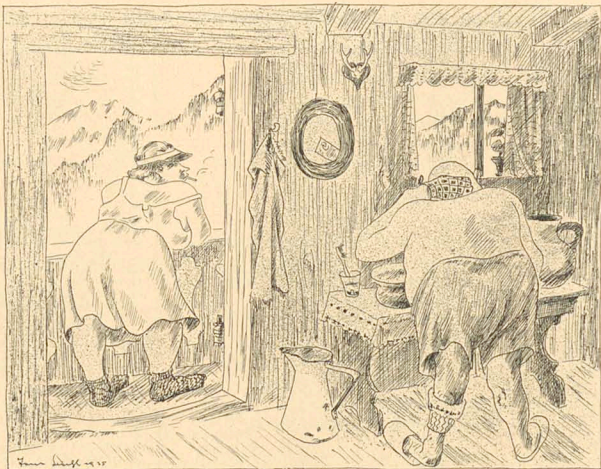
Lieber Simplicissimus!

Tips fuhr gestern nacht mit Sozia von Frankfurt nach dem Bodensee. Non stop! Nur einmal aus Reservekammer gefant. Dreihundertsechzig Kilometer in knapp sechs Stunden. „In der Nacht?“ frage ich laienhaft. „Da haben Sie ja nichts von der Fahrt gehabt!“ „Nichts von der Fahrt gehabt!“ —, entfuhr es Tips fuchstutetwid. Sie meinen vielleicht von wegen der dämlichen Landschaft. — Kniff! Nachts ist's egal, ob Stuttgart oder Hinterpomern. Man wird nicht dauernd von der Sozia-Aussicht irritiert. „Tips, sieh mal hier! Tips, sieh mal da! Tips, o wie goldig! Zudem“ (und er legte mir überlegen die Hand auf die Schulter) „fährt man nachts viel sicherer.“ „Sie fuhren doch zum Vergnügen an den Bodensee“, taste ich vorsichtig. „Ja! Doch! Gewiß! Um Land und Leute kennenzulernen!“ Und mit einem furchtbaren Seitenblick nach mir: „— — — oder zweifeln Sie etwa daran!“

Die heilige Taufe

Willis Vater ist katholisch, die Mutter evangelisch. Die Eltern konnten sich über die Konfession des Kindes lange nicht einigen. So wurde Willis fünf Jahre alt, bevor er die Taufe empfing. Seinem vorgekürten Alter Rechnung tragend, versuchte der Herr Pfarrer, ihm den Sinn des Sakraments an einem Gleichnis klarzumachen. „Wenn du dir beim Spielen die Hände beschmutzt hast, Willi, was tust du dann?“ — „Waschen.“ — „Siehst du, und genau so ist es mit deinem Her-

(Toni Blich)



„Du, Xaver, ich möcht' halt gar zu gern a Sennerin sei'!“ — „Wär net schlecht! Dann gäb's auf der Alm ganz gewiß koa Sünd!“

zen. Auch das ist unrein geworden durch die Sünde. Und das Wasser der heiligen Taufe wäscht dein Herz wieder rein.“ Einige Tage später überrascht die Mutter Willi und seinen Freund Rudi beim „Taufspielen“.

Rudi steht auf einem Stuhl, Willi kniet davor und faltet die Hände. Beide sind sehr ernst und artig. „Was tust du, wenn dein Herz unrein ist?“ fragt Rudi feierlich. Antwort: „Dann wasch' i ma d' Hand.“



Schwaben Märchen
Ist ein solches Märchenbuch, das in 10 Bänden erschienen ist. Es enthält alle Schwabenmärchen nach dem Originaltext.

In ganz Deutschland werden die Inserate des „Simplicissimus“ gelesen!

Pariser S-Pulver
altbewährt, Harzröhren- und Blasenleiden (Mark S.).
Drei Schüsseln.
Apoth. München.

Ein Dokument der Inflation und Korruption
Berliner Bilder
Von Karl Arnold
Kartoniert Mk. 1,50
Simplicissimus Verlag
München 1933

Empfehlenswerte Gaststätten

BERLIN: Kottler Zum Schwabenwirt Matsstraße 31 Die original säd. Deutsche Gaststätte	BERLIN: Kottler Zur Linde Marburger Straße 2 s. d. Tauentzienstraße Das Berliner Köstlich-Lokal
--	---

Wer von schönen und gesunden Zähnen spricht, denkt an

Chlorodont

Advertisement for 'BUREAU ZEITUNGSSCHNITTE' by H. u. R. GERSTMANN, BERLIN W.35. It includes a list of newspapers like 'Berliner Anzeiger' and 'Märkische Allgemeine'. Below the text is an illustration of a typewriter and a stack of papers.

Der Jäger im In- und Auslande

liest mit Vorliebe und besonderem Interesse die älteste deutsche Jagdzeitung

„Der Deutsche Jäger“, München



Für Text und Illustration die besten Mitarbeiter.

„Der Deutsche Jäger“, München, gehört zu den drei Zwangs- und Pflichtorganen der Reichsfachschaft deutscher Jäger. Er veröffentlicht die sämtlichen amtlichen Nachrichten, auch des Reichsverbandes für das Hundewesen und ebenso die sämtlichen amtlichen Jagdverpflichtungsanzeigen. Er erscheint wöchentlich am Donnerstag in großem Format, reich illustriert. Das Abonnement kostet in Deutschland bei Vierteiljahreszueg RM. 3.75; entsprechende Preise für das Ausland.

Probennummern auf Wunsch kostenfrei.
S. C. Mayer Verlag, München 2 C
Cpartausenstraße 11.

Der kleine Unterschied

Von Karadzic

Vor alter Zeit im Paradies
der Mann in den Apfel biß
mit starken, rechlten Zähnen,
worauf ihn alsbald Gott vertieß,
trotz Wehgeschrei und Reuestränen.

Die erste Sünde war getan.
So fing der „Lebenswandel“ an
und hat — wenn jeweils auch betrauert —
gleichwohl bis dato andauert.

Tjaja, es ist ein altes Lied.
Nur mit dem kleinen Unterschied:
Das Weiß- und Zahnhegehe jetzt
scheint nachgerade abgewegt,
drum müssen wir es uns versagen,
die rohen Äpfel anzumagen.
Das ist riskant und schafft Verdruß.
Wir halten uns ans Äpfelmus.

Die Ente / Von German Gerhold

Es ist ja möglich, daß ich in dem Ruderboot eingeschlafen war. Jedenfalls sagte die Ente zu mir: „Sie! Zu was machen Sie das da?“

Ich sah sie erstaunt an. „Was?“ fragte ich. Sie gab sich einen kleinen Ruck in den Knüppeln. „Nun, das mit diesem Brettertrog hier und den zwei Knüppeln. Zu was rühren Sie mit den Knüppeln im Wasser herum, meine ich?“ Etwas indigniert legte ich mich wieder zurück. „Das nennt man Rudern“, erklärte ich sachlich. „Das tut man zur Erleichterung seiner Muskeln. Und dann auch zum Vergnügen.“ Die Ente verschluckte sich fast an einer Wasserlinse. „Vergnügen?“ fragte sie ungläubig. „Das nennt man Vergnügen?“

Sie fand es verwunderlich. „Ja wie“, sagte sie. „Dann treibe ich also tagaus, tagein nichts als Vergnügen.“ Nachdenkend wiegte ich den Kopf. „Eigentlich wohl nicht. Sie sind ja kein Amateur, sondern Professional. Berufsruderer sozusagen. Außerdem bezahlen Sie ja nichts dafür. Dann ist es kein Vergnügen. — Oder was haben Sie für eine Ansicht, warum Sie es tun?“

Den Kopf anziehend überlegte sie. „Ich tue es hauptsächlich, um meine Nahrung zu finden“, sagte sie dann. „Sehen Sie?“ erwiderte ich und hob den Finger. „Also Beruf.“

„So? Das nennt man dann Beruf?“ nahm sie zur Kenntnis. „Und was treiben Sie, um Ihre Nahrung zu finden? Was haben Sie für einen Beruf?“

„Ich bin dort drüben in der Fabrik tätig“, sagte ich und deutete auf einen Schornstein am Horizont. „In diesem Gebäude bin ich Heizer. Ich werfe von morgens bis abends schwarze Steine ins Feuer.“

Sie schüttelte sich leicht. „Das möchte ich nicht tun.“ „Ich auch nicht“, erwiderte ich. „Ich möchte weit lieber hier leben und auf dem Teich umherrudern. Haben Sie eigentlich jemals Sorgen?“

Verneinend bewegte sie den Kopf. „Kaum. Zu essen habe ich für mich und eventuelle Kinder hier in Hülle und Fülle. Wohnung wird mir von den Menschen gestellt, aber ohnedem ginge es auch. Baumaterial ist ja überall vorhanden. Und wenn es mir hier nicht gefallen sollte, nun, so brauche ich ja nur woanders hinzufliegen.“

„Fliegen —?“ ich seufzte unwillkürlich auf. „Womöglich im Winter nach dem Süden reisen —? Sie haben es gut. Wer es doch auch einmal so haben könnte!“

„Also, ich wundere mich etwas“, meinte die Ente. „Wir sind hier der Ansicht, daß ihr Menschen doch sozusagen die Krone der Schöpfung und die Herren der Erde seid! Und da geht es euch schlechter als uns?“

„Das kann man wohl sagen“, erwiderte ich aus Herzensgrund. „Wachsen mir die Kleider am Leibe? Ist für mich überall der Tisch kostenlos gedeckt? Kann ich umsonst wohnen oder gar nach Belieben reisen und fliegen?“

Sie staunte zusehends mehr. „Und bloß alle Tage schwarze Steine ins Feuer werfen?“ vergewisserte sie sich. Ich nickte. „Jähraus, jährein. Und wenn ich mich weigern würde, hätte ich weder Wohnung, noch Essen, noch sonst etwas.“ „Und ich habe die Menschen benedict“, sagte sie. „Ich war oft traurig darüber, daß ich kein Mensch geworden bin. Aber wenn das so ist —? Sie tun mir leid, lieber Junge. Schade, daß ich Sie nicht einmal auf ein paar Wochen einladen kann.“ Ich nickte bedauernd. Dann gellte ein Pfiff über das Wasser und ich fuhr empor. Der Bootsverleiher winkte mit der Uhr herüber. Meine Zeit war abgelaufen. Noch einmal nickte mir die Ente bedauernd zu. Dann ruderte sie davon.

Der Woffenpoß

Im alten Österreich. Ich wohne etwas entlegen und habe mir einen Revolver angeschafft, teils aus kleinen Sicherheitsgründen und teils nur so. Im Lauf der Zeit drückte mich aber das staatsbürgerliche Gewissen und ich beschloß, mir einen Waffenpaß zu besorgen.

Im Toreingang zum Magistrat steht der alte Portier. „Guten Morgen. Wo krieg' ich denn hier einen Waffenpaß für einen Revolver?“

„An Woffenpoß? Den kriegt S' — worn S' mol, den kriegt S' gleich do unten im Pateerr. — Hien in dem Gang, die sechste, siebte, — die achte Tür rechts. Bittschön.“

„Guten Morgen. Ich möcht' gern einen Waffenpaß haben, für einen Revolver.“

„An Woffenpoß? Für an Revoiver? — Den kriegt S' do net; mir hom hier nur Jagdzertifikate, für Gewehre wissn S'. Für an Woffenpoß müsst' S' in'n zweiten Stooock nauf gehn. Dort kriegt S' an Woffenpoß für eine Handfeuerwaffe. (Handfeuerwaffe wird hochdeutsch ausgesprochen.) Habidiehr.“

Im zweiten Stock. „Guten Morgen.“ Siehe oben.

„An Woffenpoß? — Naa, naa, die hom mir hier net. Do gengan S' am besten zur Schandarmie, die gebn Ihnen an Woffenpoß, wann S' an kriegt. Woffenpoß die hom mir net. — Zur Schandarmie. — habidiehr!“

Im Parterre steht noch mein alter Portier. „Na, hom S' Ihrn Woffenpoß?“

„Leider nein. Das scheint hier so seine Schwierigkeiten zu haben.“

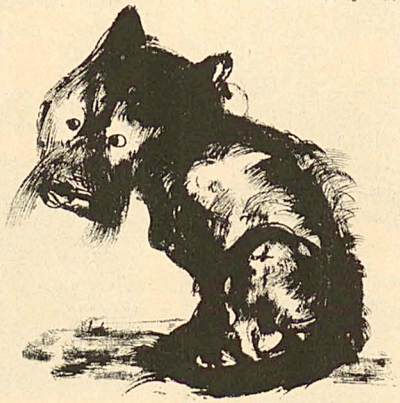
„Sso, soo. — Überhaupt, schau S' her, i wer' Ihnen was sogn, z'was brauchen S' überhaupt an Woffenpoß! Wann S' ongflin wern und Sie schießn in der Notwehr, passiert Ihnen eh' nix. Und wann S' so schießn, nachher wern S' holt b'troft. Z'was brauchen S' do an Woffenpoß? — I bitt' Sie.“ — H. B.

Lieber Simplicissimus!

Mein Freund Robert und ich wandelten eines Abends einen schönen Höhenweg entlang, von dem man eine wunderbare Übersicht über die Stadt hat. Direkt unter uns präsentierte sich das umfangreiche, erst kürzlich beträchtlich erweiterte Bräuhaus einer unserer Großbrauereien.

„Es ist tragisch“, seufzt da Robert, der in seinem Leben schon ziemlich viel Bier vertilgt hat, „die Bräuhauserei werden immer größer und die Nieren immer empfindlicher — wie soll man da nachkommen!“

(J. Heegenbarth)

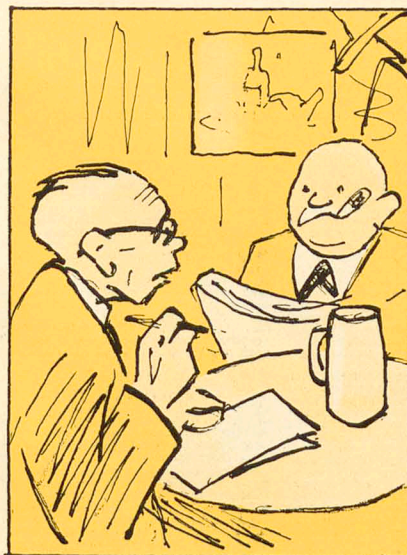


Im Rausch des Schaffens

(Wilhelm Schütz)

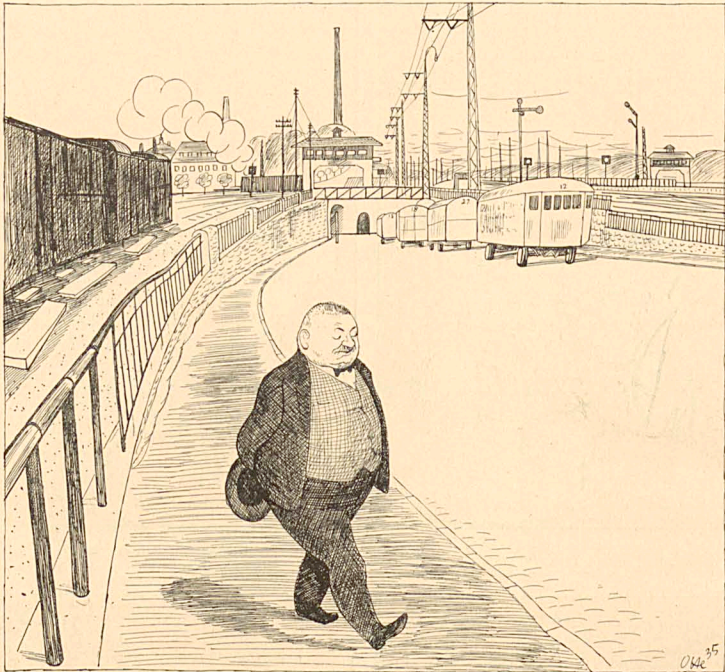


„Schmeckt Ihnen das Bier?“



„Nicht wahr, das Bier ist gut?“ – „Aber stören Sie mich doch nicht dauernd! Sie sehen doch, daß ich schreibe!“

„Bitte schön! Ich meine nur – weil es mein Bier ist . . .“



„Zwei Stunden warte ich jetzt! Wenn es nicht ein Rendezvous mit dem Spediteur wäre, käm ich mir als Trottel, aber auch um zwanzig Jahre jünger vor!“

Das Tor zur Ewigkeit

Im Basar hatte ein Kunstschlosser seine Werkstatt. Er arbeitete Tag und Nacht und lebte dennoch in dürftigen Verhältnissen. Hin und wieder erschien er vor seiner Werkstatt, besuchte auch manchmal Geschäftsloute, um eine kleine Arbeit, etwa eine Türklinke, ein Schloß, auch nur eine

Der hohe Mond

Schwingt der Mond auf Wolkenflügeln sich herauf, verkündet und rund, rührt sich unter ihm die Tiefe, wird der See zum Silbermund.

Was da flüstert, was da redet, ist es Schmutz, umgehört? Aus dem schwarzen Grunde springen dunkle Fische, lichtbetört.

Keinem leiht er seine Schwingen, reglos geht er seinen Lauf, liebend in die Silberflügel nimmt er nur die Sterne auf.

©Stefried Köhler

Schlüsselverzierung zu verkaufen. Dann tauchte er in seine Werkstatt wieder unter. Die Leute, vor allem aber die Mitglieder der Zunft im Basar, schüttelten über den Mann den Kopf. Seine Arbeiten waren ja nicht übel. Aber er kam nur immer mit solch kleinen Sachen daher, während die anderen Meister großartige Werke ausstellten und zum Verkauf boten: Leuchter mit fabelhaften Schörkeleien, so daß kaum das Licht zur Geltung kam, Türklopper mit so mannigfaltigen Verzierungen, daß es nicht möglich war, sich damit bemerkbar zu machen, und andere Dinge, nett zu betrachten und zu nichts zu gebrauchen.

So vergingen viele Jahre und der Meister wurde in Einsamkeit und Arbeit alt. Und eines Tages ließ er den Rat der Stadt kommen, führte ihn in seine Werkstatt und sprach: „Seht, dies ist mein Lebenswerk, bestimmt für alle Zeiten.“ Und sie standen vor einem gewaltigen, prachtvoll aus Eisen und Bronze geschmiedeten Tor. Die Männer waren voller Bewunderung und riefen erstaunt aus: „Meister, wie war es möglich, daß uns dein Genie bis heute unbekannt blieb? Daß wir nur Dinge aus deiner Hand zu sehen bekamen, die jeder Geselle zu arbeiten versteht?“

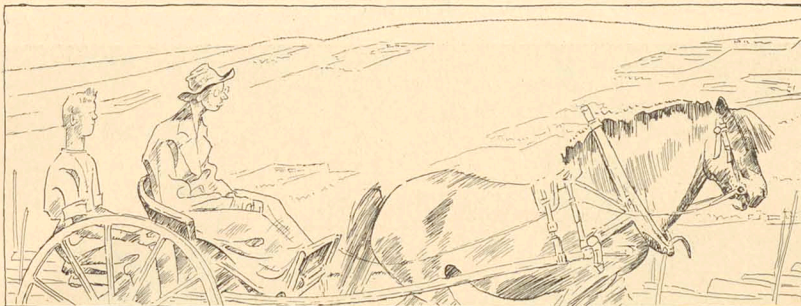
Darauf entgegnete der Meister: „Ich brachte kleine Arbeiten zum Verkauf, um die Mittel zur Vollendung dieses Werks zu erhalten. Sie verletzten nie das Auge und erfüllten gänzlich den Zweck, für den sie bestimmt waren. Sie besaßen immer

noch mehr Wert, als der Plunder, mit dem die Leute in der ersten Laune kaufen und in der zweiten wegwerfen. Dafür hätte man mich am liebsten verachtet, indessen man andere verherrlichte. Hier ist nun mein Werk — wer ist aber doch euer Günstling?“ Und der Meister wurde krank und starb. Sein Werk jedoch wurde am Ende des Basars aufgestellt und man nannte es: „Tor zur Ewigkeit!“. Das ist schon viele Jahre her. Der Schlüssel aber ist noch derselbe, und er schließt noch heute. (Aus dem Legelischen von Scharfenberg)

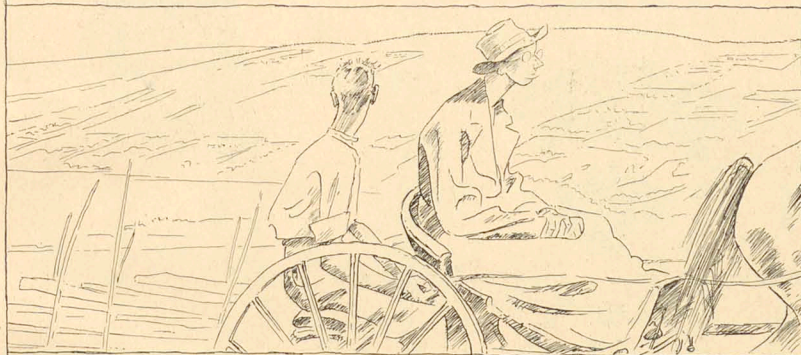
Fundstück

Im Jahre 1903 besprach das „Magazin für Literatur“, Leipzig, den Novellenband „Der niegekühte Mund“ von Jakob Wassermann folgendermaßen:

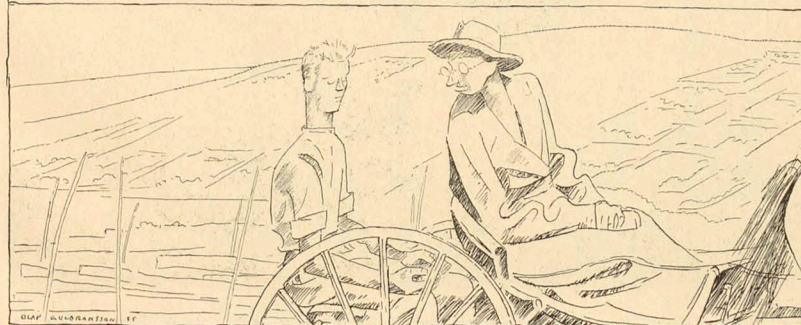
„Zwei wunderliche Novellen. Viel zu fein für das Publikum. Sie müßten in einem Exemplar gedruckt sein. In scharlachroten Buchstaben auf hellgelber Seide. Und der Einband wäre getriebenes Silber, aus dem sich ein sinnvoller, seltsam süßer Mädchenkopf heben würde mit vollen allerfreulichen Lippen aus heiligem Rubin, und Amethyste, unergründliche Amethyste, und Perlen, köstlich wehmütige Perlen, wären eingeleigt in das begeisterte matte Silber. Es sind wirklich zu feine Novellen. So unaussprechlich müd und schön!“



ES IST HEISS UND IM JULI.
EIN NORWEGISCHER KARJOL RÜTTELT LANGSAM DIE LANDSTRASSE
ENTLANG. DRIN SITZT EIN STADTFRÄULEIN, HINTEN DRAUF EIN
16 JÄHRIGER FUHRMANNSBUB, DER OLA.



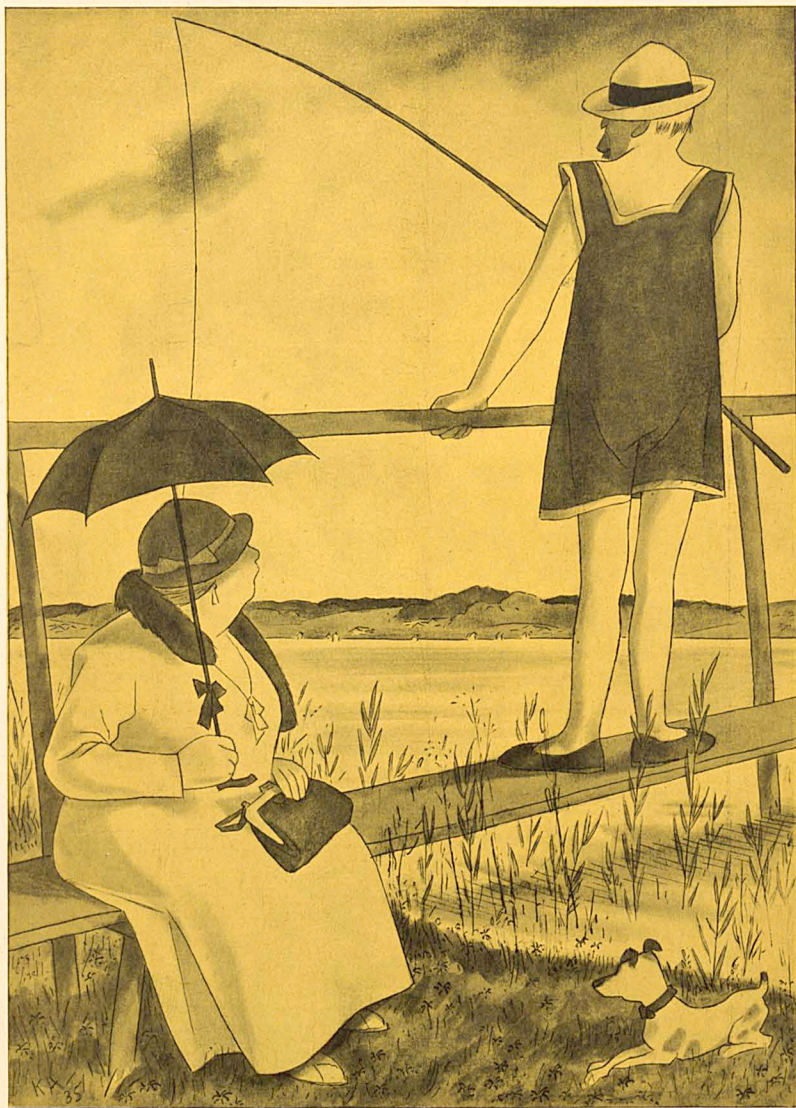
AUF EINMAL SAGT DER OLA: "DORT LIEGT DER ROSMARIHOF."
DAS FRÄULEIN IST MÜD UND ANTWORTET NICHT.
"DORT LIEGT DER HEUSTADEL ZUM ROSMARIHOF" - - - - -
"UND DORT IST DER BRUNNEN VOR ROSMARIHOF."
"JETZT KÖNNEN WIR DEN ROSMARIHOF NICHT MEHR SEHEN."



DAS FRÄULEIN DREHT SICH ENDLICH UM UND FRAGT:
"WAS IST DENN MIT DEM ROSMARIHOF?"
DER OLA WIRD ÜBER UND ÜBER ROT UND SAGT:
"ICH MAG DAS MÄDEL DORT."

Am Ammersee

(Karl Arnold)



„Beißen s' oo, Girgl?“ — „Naa, d' Fischerln san allesamt krank, seit d' Weiber dös Wasser vamscht ham mit eahnara Schminck'n und Sunnafett'n.“